

de Musset? War das nicht der schwächliche, blonde Herr, der uns kaum mit dem Blick gestreift und der oft den Salon verlassen hat, ohne nur ein Wort mit uns zu wechseln? — So leicht vergeßt ihr diesen, wie ihr den andern Dichter, der vor ihm starb, vergessen habt! Wenn er in der That ein großer Dichter gewesen ist, nun, dann werden unsere Nachkommen die alte Schuld sühnen, dann wird man wieder von ihm sprechen in hundert Jahren!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Ein Gespräch.

Man braucht wahrhaftig keine Leonore von Este zu sein, um freudig zuzuhören, wenn kluge Männer sprechen. Auch wird es wohl wenige geben, die nicht gern ein Gespräch zwischen zwei so geistreichen Menschen, wie Heinrich Heine und Alexander Dumas es waren, mit anhören möchten. Jeder hört ja

„gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust,
So freudig und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippen spielen.“

Ich bin in der angenehmen Lage, ein solches, gewissermaßen posthumes Gespräch zwischen den beiden Genannten mittheilen zu können.

Es war im Jahre 1854. Alexander Dumas gab damals seine Wochenschrift „Le Mousquetaire“ heraus und sein Pariser Chroniqueur, der noch lebende Philippe Audebrand, brachte eines Tages die interessante Mittheilung, daß der deutsche Dichter Heine soeben eine neue Dichtung „Der Myrtenzweig“ verfaßt habe. Welcher Späßvogel ihm diese Ente aufgebunden, ist nicht bekannt; genug, der „Mousquetaire“ brachte in seiner letzten Märznummer vom Jahre 1854 die betreffende Notiz. Heine setzte sich nun sofort hin, um in einem langen und sehr hübschen Briefe diese Nachricht zu dementieren, und Dumas hatte wiederum nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief in seiner Wochenschrift abzu drucken, und zwar mit sehr anmutigen Zwischenbemerkungen, die so den vollen Eindruck eines Gespräches oder vielmehr den einer allerliebsten Causerie zwischen den beiden Dichtern hervorbringen.

Bisher war nur der Brief Heines bekannt. Erst durch die kürzlich erschienenen Memoiren von Philippe Audebrand ist der zweite Teil dieser brieflichen Unterhaltung, nämlich die Antwort von Dumas, weiteren Kreisen zugänglich geworden. Ich habe es nun im folgenden versucht, das Briefgespräch im Deutschen wiederzugeben:

Heine: Mein teurer Dumas! Die Chronik Ihres Journals annouciert, daß ich in diesem Augenblicke ein neues Gedicht veröffentliche, dessen Titel, „Der Myrtenzweig“, sie sogar angiebt; das ist eine falsche Nachricht.

Dumas: Das setzt mich keineswegs in Erstaunen, lieber Freund. Philippe Audébrand, der Chroniqueur des „Mousquetaire“, hat ohne Zweifel nichts zu berichten gehabt. Er fand unter seiner Feder . . . einen Millionär, der ihm eine Million gab.

Heine: Ich habe nie ein Poëm geschrieben, welches irgend eine Beziehung zu diesem Titel haben könnte, und ich bitte Sie, mein teurer Freund, diese Richtigstellung in Ihrem Blatte zu bringen.

Dumas: Das soll geschehen.

Heine: Ich würde gar nicht böse sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, zu gleicher Zeit Ihren Lesern mitzuteilen, daß ich binnen kurzem eine vollständige Ausgabe meiner, teils von mir selbst, teils von befreundeten Mitarbeitern aus dem Deutschen übersetzten Gedichte werde erscheinen lassen.

Dumas: Wenn Sie die Güte hätten, mir die Korrekturbogen zu senden, so will ich gern darüber berichten.

Heine: Geben Sie aber dieser Mitteilung nicht den Charakter einer Reklame, da sie einzig und allein den Zweck verfolgt, meine armen Poesieen in sichere Zuflucht zu bringen vor dem verhängnisvollen Eifer gewisser industrieller Schriftsteller, welche als Uebersetzer meiner Verse auftreten wollen, ohne hierfür auch nur die geringste Berechtigung von mir selbst oder von meinem berühmten Vater Phöbus Apollo zu haben. Nach einem solchen Avertissement wird jeder spätere Versuch einer Einmischung in meine Autorrechte nicht allein eine Dünkelhaftigkeit, sondern auch eine Illoyalität sein.

Dumas: Ach, mein lieber, guter Heine, wenn alle doch so vorsichtig gewesen wären, wie Sie und wie ich es selbst seiner Zeit sein werde, so hätten wir, meiner Meinung nach, nicht so viel hinterlassene Getränke hinuntergeschluckt, bei denen die Lebenden das Gesicht verziehen, und welche die gleiche Wirkung bei den Toten haben würden, wenn sie das unter ihrem Namen Veröffentlichte lesen könnten.

Heine: Vor ein paar Wochen sprachen Sie in Ihrem Journal die Absicht aus, mich bald besuchen zu wollen. Das war ein guter Gedanke. Aber ich komme Ihnen mit der Mitteilung zuvor, daß es, wenn Sie mit Ihrem Besuche noch lange zögern, wohl passieren könnte, daß Sie mich in meiner jetzigen Wohnung, Rue d'Amsterdam Nr. 50, nicht mehr anträfen, sondern daß ich schon in eine andere Wohnung gezogen wäre, die mir selbst so unbekannt ist, daß ich nicht einmal für den Fall, daß etliche saumselige Freunde wie Sie dort nach mir fragen sollten, dem Portier meine neue Adresse hinterlassen könnte. Ich mache mir keine großen Ideen über meine zukünftige Residenz. Ich weiß nur, daß man in dieselbe durch ein dunkles und übelriechendes Couloir geht, und daß schon dieser

Eintritt mir von vornherein mißfällt. Auch meine Frau weint, wenn ich von dieser Wohnungsänderung spreche.

Dumas: Wahrlich! Diese Wohnungsveränderung muß jeder von uns durchmachen, wenn die Reihe an ihn kommt.

Heine: Madame Heine hat all die Liebenswürdigkeiten, welche Sie uns vor zwölf Jahren oder noch früher so reichlich erwiesen haben, in gutem Angedenken.

Dumas (zu seinen Abonnenten): Daran, meine lieben Leser, dürfen Sie nicht zweifeln, daß man einen Freund liebt, daß man einen Dichter bewundert, selbst wenn man ihn während zwölf Jahren nicht gesehen hat. Wie das möglich ist? Sehr einfach! Mein Geist hat mit dem seinigen in Verbindung gestanden, die Bücher haben mir den Autor ersetzt. Ach, so ist es nun einmal bei uns armen Sklaven der Litteratur. Jeder von uns trägt seine Kette, und die Kette eines jeden hat eine bestimmte Länge. — Morgen, lieber Heine, werde ich meine Kette von der Rue Lafitte bis zur Rue d'Amsterdam ausdehnen.

Heine: Seit sechs Jahren liege ich zu Bette. Auf dem Höhepunkte meiner Krankheit, wenn ich die größten Qualen erduldet, las mir meine Frau Ihre Romane vor, und das war das einzige, was im Stande war, mich meine Schmerzen vergessen zu lassen.

Dumas: Herzlichsten Dank, teurer Freund!

Heine: Ich habe sie auch alle verschlungen, und während des Vorlesens rief ich gar oft aus: „Welch ein begabter Dichter ist dieser große Knabe, genannt Alexander Dumas!“

Dumas: Armer Freund! Seit den zwölf Jahren, in denen Sie mich nicht gesehen, ist aus dem großen Knaben ein grauer Knabe geworden, aber er liebt Sie und wird Sie immer lieben, welche Veränderung auch mit ihm vorgehen mag.

Heine: Sicherlich, nach Don Miguel Cervantes und Madame Schiariar, weniger bekannt unter dem Namen der Sultanin Scheherezade, sind Sie der amüsanteste Erzähler, den ich kenne.

Dumas: Was sagen die Minister Napoleons III. dazu, welche meine Bücher nicht zirkulieren lassen wollten?!

Heine: Welche unglaubliche Leichtigkeit! Welche Ungezwungenheit! Und was für ein guter Kerl Sie sind! In der That, ich kenne nur einen Fehler an Ihnen: das ist die Bescheidenheit.

Dumas: Uff! Mein lieber Heine, in welches Wespennest stehen Sie da, und wie wollen Sie sich daraus befreien?

Heine: Sie sind zu bescheiden, weiß Gott! Diejenigen, welche Sie der Eitelkeit und Prahlerei beschuldigen, können die Größe Ihres Talentes nicht ermessen. Sie sehen nur die Eitelkeit. Ich aber behaupte, so groß die Ihre auch sei und so

hohe Sprünge sie auch machen möge, so kann sie doch nicht die Knie, was sage ich: die Waden Ihres . . .

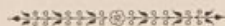
Dumas: Meiner Treu! Ich will Ihnen einen Beweis meiner Bescheidenheit geben, mein lieber Heine, ich beuge mich vor dem, was Sie mir sagen.

Heine: . . . Ihres Talentcs erreichen. Streuen Sie sich Weihrauch so viel Sie wollen, überhäufen Sie sich mit hyperbolischen Lobsprüchen, geben Sie sich ganz dieser Herzensfreude hin, und ich traue Ihnen von vornherein nicht zu, daß Sie sich so stark, wie Sie es verdienen, loben werden für Ihre wunderbaren Schöpfungen.

Dumas (zu seinen Abonnenten): Lassen Sie mich einen Augenblick ein Rad zur Thür der Akademie schlagen, liebe Leser; lassen Sie mir Zeit, zu gehen und zu kommen, M. Biennet, M. Tissot, M. Jay, zehn oder zwölf andere, vorbeiziehen zu sehen und ich komme wieder. Da bin ich!

Heine: Ihre wunderbaren Schöpfungen! „Ja, das ist wirklich wahr!“ ruft Madame Heine aus, die das Diktat dieses Briefes mit anhört, und auch der Papagei, den sie auf ihrer Hand hält, strengt sich an und schreit: „Ja, ja, ja, ja, ja.“ Sie sehen, teurer Freund, daß bei uns alles darin einig ist, Sie zu bewundern.

Dumas: Nun, ich werde nicht anerkannt von den Ministern Napoleons III., aber ich habe dafür den Papagei des Poeten auf meiner Seite.



Dumas hat Wort gehalten. Bis zum Todestage ist er Heine treu geblieben. Und in dem kleinen Häuflein, das an dem kalten, grauen und nebligen Tage, am 20. Februar 1856, dem toten Dichter das letzte Geleit gab, fiel vor allem der große Alexander Dumas auf, der heftig um den teuren Toten weinte.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Von der Matrazengruft.

Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß in das Krankenzimmer Heinrich Heines auf der vielberufenen Matrazengruft in der Rue d'Amsterdam zwei Männer eintraten, von denen jeder Sachkundige den älteren sofort als einen deutschen Professor erkannt hätte, während der jüngere den Eindruck eines Scholaren machte. In der That war der eine der Professor der Philosophie an der Universität zu Tübingen Immanuel Hermann v. Fichte, der Sohn seines großen Vaters, und der andere wiederum dessen Enkel, ein junger Arzt, der später allerdings auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens zu ansehnlicher Bedeutung gelangen sollte, Eduard v. Fichte, der vor einigen Jahren als Generalarzt im württem-